

## **Reflexion über unsere Unterstützungsarbeit für und mit der Familie Avdijaj**

*Die folgenden Gedanken habe ich aufgeschrieben im August 2003, währenddessen die Familie Avdijaj nach dem erzwungenen Abschied aus Gomaringen mit dem gespendeten Laster unterwegs ist auf ihrer Odyssee in den Kosovo.*

### **I. Heimatvertriebene unserer Tage**

Avdijajs sind mittlerweile drei Tage unterwegs zu einem Ort, der einmal ihre Heimat war, der sie nun wieder werden soll, der - wie die 14-jährige Elvira dem TV-Reporter sagte – nie wieder ihre Heimat werden wird, weil „Gomaringen immer Heimat bleiben wird“. Die Avdijajs – Heimatvertriebene des Jahres 2003.

Wahrscheinlich hat Elvira bis vor kurzem kaum darüber nachgedacht, wo ihre Heimat ist – dieser Begriff, bei dem sich uns aus historischer Perspektive ohnehin die Nackenhaare sträuben, so oft ist er missbraucht worden. Und doch, aus Elviras Mund ganz einfach ein leiser Aufschrei: „Lasst mich hier bleiben, wo ich mich wohlfühle, lasst uns an dem Ort sein, an dem wir uns zugehörig fühlen, mit dem uns zehn Jahre gelebtes Leben verbindet, in dem und von dem aus wir all unsere Lebensperspektive sehen!“

Das Kosovo dagegen ist für die drei Kinder Elvira, Edvin und Elvir nicht einmal die „ehemalige Heimat“. Über das albanische TV-Programm, das die erst vor ein paar Jahren nachgereiste Oma ansieht, machen sie sich nur lustig. Es gibt keine nennenswerten positiven Bezüge für sie zu diesem Land, in das sie nun unterwegs sind.

Und die Eltern, für sie ist die erzwungene Rückkehr die ganz große Niederlage nach einem mutigen Leben im Aufbruch. Schon in jungen Jahren sind sie beide - sie kannten sich noch nicht – aus dem verarmten Kosovo aufgebrochen in die jugoslawische Metropole Belgrad, um dort eine Perspektive zu suchen. Isem, der Vater, hat eine Ausbildung als Gastronom gemacht, Dzawahire, die Mutter, als Krankenschwester. Ein erfolgreicher Aufbruch also, besonders angesichts der Diskriminierungen, der sie als Angehörige der Minderheit der Ashkali damals schon ausgesetzt waren.

Nach zehn Jahren – sie hatten sich inzwischen kennen gelernt und eine Familie gegründet – kam die Einberufung in die serbische Armee. Isem Avdijaj wollte nicht für die serbische Armee im Bürgerkrieg dienen und entzog sich dem Kriegsdienst, indem er zurück in das Elternhaus im Kosovo ging. Als dort ein paar Tage später ebenfalls die serbische Polizei vor der Tür stand, floh die Familie nach Deutschland.

Beim Schreiben merke ich, wie viele wichtige Details der Geschichte ich nicht kenne. Unsere Kommunikation im letzten halben Jahr, in dem ich die Familie kennen gelernt habe, ist selten über das für die unmittelbare Unterstützung notwendige hinausgegangen. Ich kenne weder für den ersten Aufbruch noch für die Flucht nach Deutschland die Gründe, Motive, Ängste, Hoffnungen. Sicher ist, dass die Minderheiten - Roma, Bosniaken, Ägypter, Ashkali - die großen Verlierer der Bürgerkriege waren und sind. Die, die zwischen die Räder der großen Nationalitäten gekommen sind und zu deren Manövriernasse wurden. Die Mutter von Isem Avdijaj war im Kosovo geblieben und musste nach dem „Ende“ des Krieges vor dem albanischen Mob fliehen, der unter den Augen der UNO Ashkali und Roma aus ihren Häusern trieb und diese dann anzündete, weil sie sie der Kollaboration mit dem Serben verdächtigten. In dieser Zeit war es für Ashkali nicht möglich, im Kosovo zu leben.

Für die Oma – alt und krank – mag nun auch der Schritt zurück - nach drei Jahren in einem ihr fremd gebliebenen Land - ein kleiner sein. Die Hoffnung, dass zumindest in einigen Regionen des Kosovos ein Zusammenleben wieder möglich ist, mag ausreichen. Sie ist eine Heimatvertriebene, die nun zurückkehren kann.

Bei den beiden Eltern dagegen hilft der Begriff der Heimat nicht weiter, um ihre Situation vor der erzwungenen Rückkehr in das Land, das sie vor 20 und 10 Jahren verlassen haben, zu verstehen. Sie erleben diesen Schritt als großes Scheitern. Viele ihrer Verwandten und Bekannten können bleiben, sie aber müssen gehen. Könnten sie das für sich vielleicht noch irgendwie, wenn auch nicht akzeptieren, aber doch in ihr Lebensschicksal integrieren – „vielleicht“, ich bin mir da nicht sicher - , so ist es mit einem Blick auf das Glück, auf die Lebensperspektiven ihrer Kinder das ganz große Desaster. Seit der unmittelbaren Androhung der Abschiebung vor einem guten halben Jahr hatten sie beide keine ruhige Nacht mehr. Es war ein Leben zwischen Apathie, Depression und dem Festhalten an jeglichen Strohhalmen, die sich ihnen boten. Der Mut zweier Menschen im Aufbruch war nur selten mehr spürbar. Erst ganz am Ende dieser Zeit, als mit der Perspektive des durch Spenden aus Gomaringen möglichen Hauskaufes im Kosovo wieder die Idee eines neues eigenen Projektes sichtbar wurde, war auch wieder das Anpacken zu sehen, das sicher zu dem gehört, was beide ausmacht.

Wie soll das mit den Kindern weitergehen? Kinder, die hier zuhause sind, die ihnen hier viel Freude und wenig Kummer bereitet haben. Das Entsetzen von Eltern, nicht verhindern können, dass den eigenen Kindern alles genommen wird, was ihnen wichtig ist. Fast alles. Was bleibt ist die Familie, die gemeinsam so viel durchgestanden hat, die zusammengewachsen ist.

Vor allem für den Vater war „Heimat“ dort, wo die Heimat der Kinder ist. Er hat – so habe ich es erlebt - in den letzten Monaten immer zuerst als Vater gehandelt. Wohl auch deswegen hat er Elvira immer mitgenommen zu den Treffen und Presseterminen. Als nach dem ablehnenden Bescheid des Petitionsausschusses – im Grunde erwartet, aber doch von vielen Beteiligten in seiner Konsequenz lange verdrängt – die Realität der Ausreise in aller Klarheit sichtbar wurde, war Isem sofort bereit, Elvira und Edvin bei einer Gastfamilie hier zurückzulassen. Für ihn – das hat er immer wieder gesagt – wäre das ein hoher Preis und doch die Befreiung von einer Zentnerlast gewesen. Dem kleinen Elvir traute er den Neuanfang wohl noch am ehesten zu. Die beiden Großen hätte er gerne in Sicherheit und Ausbildung gesehen.

Dzewahire war innerlich zerrissen ob dieser Entscheidung. Sie, die in dieser Frage das letzte Wort hatte, dieses dann aber an die Kinder selbst weitergegeben hat, wusste wohl, dass es für die Kinder sehr schwer wäre, alleine hier zu sein. Vielleicht ahnte sie auch, dass es für die Restfamilie schwer würde, wenn das zusammengewachsene „Team“ auseinandergerissen würde. Und auch die Kinder, in ihrem ersten Impuls noch sehr offen für das Angebot, hier bleiben zu können, haben letztendlich realisiert, dass die einzige „Heimat“, auf die sie sich jetzt noch verlassen können, die Familie ist. Dass sie das gemeinsam durchstehen müssen, so groß der Verzicht auf eigene Lebens- und Glücksperspektiven im Moment auch sein mag.

Die ein bis zwei Wochen dieser Entscheidung waren für Eltern und Kinder eine innere, kaum aushaltbare Zerreihsprobe. Die Entscheidung war dann am Ende wohl richtig und vielleicht in dem ganzen Prozess auch noch einmal wichtig, um sich der Familie als Heimat bewusst zu werden. „Familie“ muss nicht immer Heimat sein, sie kann auch zum Gefängnis werden, aus dem man ausbrechen muss. Es ist die Geschichte der Avdijajs, die Geschichte von Aufbruch,

Flucht und Vertreibung, die die Familie zur Heimat macht, weil andere Zuhause` nichts mehr wert sind.

## II. Nachgedanken über eine Begegnung

Was war das eigentlich für ein Kontakt, den ich zu diesen Menschen hatte, die plötzlich im meinem Alltag eine große Rolle spielten? Ich erinnere die erste Begegnung auf dem Podium der ersten öffentlichen Veranstaltung. Ich war von den LehrerInnen, die die Unterstützung in Gang gebracht hatten, gebeten worden, diesen Pressetermin zu moderieren. Nicht zum letzten Mal stockte mir die Stimme, als ich die Hoffnungslosigkeit der Situation beschreiben musste. Schnell war mir klar, dass ich mich da beteiligen wollte.

Ich war während der ganzen Zeit immer wieder empört, wütend, traurig ob der unmenschlichen Situation der Familie, aber auch beeindruckt und gerührt von der großen oft wortlosen Unterstützung von Leuten, von denen man es nicht unbedingt erwartet hatte. Avdijajs vertrauten mir als den (nicht gewählten) Sprecher des Unterstützerkreises von Beginn an sehr. Mehr als mir recht war. Vertrauen birgt Macht, birgt Verantwortung. Ich entscheide mit über das Lebensschicksal einer Familie, während ich hier sicher im Trockenen sitze. Avdijajs waren immer bei den Treffen des Unterstützerkreises dabei. Wir wollten nicht für sie etwas machen oder über sie reden, sondern mit ihnen. Sie haben nicht zu allem was gesagt, haben oft geschwiegen. Wir haben auch in Einzelgespräche versucht, alles zu erklären, war das ausreichend? Haben sie immer alles so verstanden, dass sie Entscheidungen treffen konnten?

Während wir mit der Zeit immer mehr über sie wussten, erfuhren sie über uns nicht viel. Es war keine Beziehung auf gleicher Augenhöhe, zumindest nicht immer.

Machten wir sie durch unsere Unterstützung von uns abhängig? Hatten sie genug Raum, eigene Wege zu entwickeln? Wir hatten – um nicht falsch verstanden zu werden – kein Rundumsorglospaket angeboten. Es gab Wochen ohne Aktivität von unserer Seite, wir haben sie immer wieder aufgefordert, die Sache in die Hand zu nehmen, selbst in ihren Kreisen nach Möglichkeiten zu suchen. Sie konnten das aber nicht nutzen. Es schienen ihnen wohl der sichere Weg sich in die Hände derer zu begeben, die mit den Spielregeln des Landes, in dem sie bis fast zu letzt die Hoffnung hatten bleiben zu können, besser umgehen können. Wenn *die* das nicht hinkriegen, wer dann .... Immer wieder stellten sie uns die Fragen ins Ungewisse ihrer Zukunft, auf die wir keine Antworten wussten.

Und dann immer wieder das Dankeschön, das auch einen bitteren Beigeschmack hat. Natürlich war nicht selbstverständlich, was wir machten. Wie viele Flüchtlinge in einer ähnlichen Situation haben diese Unterstützung nicht. Doch ist es nicht traurig in einer Gesellschaft zu leben, in der ein klein wenig solidarisches Handeln gegenüber Mitmenschen in Not schon so außergewöhnlich ist? Und trotzdem tut unserer kleinen Krämerseele dieses Dankeschön ja auch gut. Ich erinnere mich an den einige Jahre zurückliegenden Kontakt zu einer Romafamilie aus dem Kosovo, die viel selbstverständlicher unsere Hilfe angenommen hat. Das war irritierend, aber auch weniger unterwerfend. Nicht dass ich Avdijajs als unterwerfend erlebt habe in ihrer Dankbarkeit. Aber hatten sie die Wahl des Widerspruchs, des Enttäuschtseins über uns?

### **III. Nachwort ein halbes Jahr später – Dezember 2003**

Avidjajs sind mit unserer Hilfe ihren eigenen Weg gegangen. Sie haben vor Ort selbständige Entscheidungen getroffen, die uns zum Teil überraschten.

Wir haben mit unseren Spenden dazu beigetragen, dass sie überhaupt Entscheidungen treffen konnten. Zur Würde des Lebens gehört es, Entscheidungen zu treffen, für die man auch selbst Verantwortung übernehmen kann. Avidjajs sind diesen Weg gegangen. Machen ihre Erfahrungen mit einer Gesellschaft, die sie nicht mehr kannten. Zahlen Lehrgeld, handeln wieder und sind nicht mehr nur ausgeliefert.

Vergessen will ich dabei nicht, dass sie gemessen an der Lebensperspektive hier immer noch eine sehr ungewisse Zukunft vor sich haben.

*Andreas Foitzik*